

<b>Zeitschrift:</b>	Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge
<b>Herausgeber:</b>	Bioforum Schweiz
<b>Band:</b>	68 (2013)
<b>Heft:</b>	1
<b>Artikel:</b>	Von zweierlei Äpfeln : produzierten und gewachsenen
<b>Autor:</b>	Weiss, Jakob
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-891232">https://doi.org/10.5169/seals-891232</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Von zweierlei Äpfeln – produzierten und gewachsenen

Unser Sprachdetektiv Jakob Weiss wirft für einmal einen Blick auf sich selber um zu erklären, was er eigentlich meint, wenn er sagt, eine dem Wesen der Landwirtschaft angemessene Sprache sei uns abhanden gekommen. Zwei Beispiele, die Rede von der «produzierenden Landwirtschaft» und die Bedeutung eines «Apfels», sollen verdeutlichen, wie das Sprechen über Landwirtschaft korrumpt und sinnentleert wurde.

**Jakob Weiss.** Hie und da höre ich einen zurückhaltend geäusserten Vorwurf, gelegentlich vernehme ich ihn sogar, ohne dass er ausgesprochen wird. Er geht in diese Richtung: «Du erzählst seit Jahren, dass es eine neue Sprache für die Landwirtschaft braucht. Sag doch endlich, wie sie lauten soll!» Tatsächlich glaube ich, dass falsche Redeweisen – und das heisst immer auch: falsche Denkweisen – der Landwirtschaft mehr Schaden zufügen als schlechtes Wetter, Pestizide oder die Preise im Ausland. Dass es sich bei meinem «Glauben» sogar um etwas Belegbares handelt (jedenfalls mindestens so belegbar wie der Einfluss von Preisen oder Pestiziden), kann die Semiotik aufzeigen. Sie beschäftigt sich damit, wie Zeichen und Sprache unsere Wirklichkeit wahrnehmbar machen oder recht eigentlich herstellen. Ich bin in diesem Fachgebiet aber wenig bewandert, zudem würden wir uns damit auf eine wissenschaftliche Insel begeben und müssten auf dem Weg dorthin und von dort zurück zweimal Über-Setzungen leisten. Stattdessen versuche ich anhand von zwei gängigen Wörtern den Verlust einer der Landwirtschaft angemessenen Sprache einsichtig zu machen.

## «Produzierende» Bauern, «produzierende» Landwirtschaft

Der schweizerische Bundesrat, der mit seinem Departement «Wirtschaft, Bildung und Forschung» auch oberster Schirmherr über die Landwirtschaft ist, lobt den neuen Vierjahresplan (die sogenannte AP 14-17): Er sei «ökologischer» und «marktorientierter» als die bisherige Ausrichtung landwirtschaftspolitischer Massnahmen. Damit schlägt er zwei weit weg voneinander kreisende Fliegen ins gleiche Butterbrot. Fall virtuos gemeistert. Doch gegen seine Einschätzung wehren sich die «produzierenden Landwirte», sie halten nichts von den neuen Vorgaben. Die entsprechende Bemer-

kung hört man in letzter Zeit häufig: «Ich will ein produzierender Landwirt bleiben.» Was ist damit gemeint?

Der Widerstand dieser «produzierenden» Landwirte richtet sich nicht gegen die erwähnte Marktorientierung, obwohl dieser Begriff für die Landwirtschaft etwa gleich viel taugt wie eine Sonnenbrille bei Nacht (darauf müssen wir aber später wieder einmal zurück kommen). **Die Abwehr gilt der Ökologie. Sie behindert in den Augen dieser Landwirte «das Produzieren».** Und der Schritt ist nicht mehr weit bis zum Ausspruch, dass die «Blüemliipuure» doch einfach die hohle Hand machen – anstatt gute Ware zu produzieren, gopfertelli!

Nun, wer möchte nicht jedem einen schönen Ertrag gönnen? Die Frage in unserem Zusammenhang ist aber, welche Art Ertrag wir meinen. Den «produzierenden» Landwirten geht es offensichtlich um möglichst grosse – oder: sich lohnende – Mengen. Ihre Produkte sollen auf der Waage anschlagen. Diesem Ziel ordnen sie ihr Tun und Handeln unter. Das ist ein-dimensional. Und eigentlich so wenig klug und sensibel wie die Anschuldigungen in den 1980er Jahren, alle Bauern seien Umweltverschmutzer und produzierten (subventionierte) Überschüsse. Da lag für einen Moment der Fokus ebenfalls sehr einseitig auf den bekannt gewordenen Umweltverschmutzungen, und man lastete den Bauern ihre falschen Bewirtschaftungsformen an, ohne die gesellschaftlichen Gesamtbedingungen genügend ins Auge zu fassen. Heute ist die sich «produzierend» nennende Landwirtschaft wieder auf «Produkte» fixiert und vernachlässigt den Weg ans Ziel: Dass sie bei der Herstellung dieser «Produkte» auch CO<sub>2</sub> in den Himmel und zum Teil immer noch Nitrat ins Grundwasser produziert. Und Lärm und verdichtete Böden und befestigte Feldwege und Lagerhallen und...

**Mit diesem Tunnelblick verschliesst sich der**

**«produzierende Landwirt» dem, was die Landwirtschaft ganz macht und worin ihre Kraft liegt: Natürliche Vielfalt in langen Zeiträumen zu erhalten – und damit die Menschen mit Lebensmitteln zu versorgen.**

Durch den verächtlichen Ausdruck «Blüemliipuure» wird alles als nebensächlich abgetan, was nicht dem direkten Nutzen in Form grosser Erträge dient, sei es der Regenwurm, der Nussbaum am Feldrand, die Bodenwelle, die Feldlerche, die Riedstelle – oder manchmal ganz einfach: das Seinlassen, das Nichttun! Der hohe Ertrag ist ja nur vordergründig eine grosse Menge, er bedeutet mehr Geld. Diese Einstellung zwingt dann auch zum permanenten Schielen nach Preisen – was man eben «Marktorientierung» nennt. Dabei kommt es auf das «Produkt» kaum mehr an, es muss sich einfach reichlich aus dem Boden treiben und auf dem «Markt» absetzen lassen. Wie ein Produkt in der Rohstoff verarbeitenden Industrie, wohin der Ausdruck nach wie vor passt.

Heute werden auch von Banken oder Lebensversicherungen «Produkte» verkauft. Sie entziehen sich meinem Durchblick, während ich bei einem Tisch oder Büchergestell mit Freude erkennen kann, dass sich der Designer (früher war es der Schreiner) etwas gedacht hat, und ich unter mehreren produzierten Modellen das mir passende auslesen kann. Ein gewerbliches oder industrielles Produkt ist also etwas aktiv und planmässig Gefertigtes, es erfüllt einen praktischen Zweck. Und wird von Arbeitern, mit Maschinen, hergestellt. Der Bauer hingegen hat es eher wie der Künstler, bei beiden entsteht kein «Produkt». Ein uns gefallendes Bild oder eine Skulptur würden wir nie unter der Bezeichnung «Produkt» erwerben wollen. Auch ein Schauspiel schauen wir uns nicht unter diesem Titel an, auch Filme nicht, selbst wenn diese einen «Producer» haben müssen. **Ganz ähnlich stellt auch der Bauer nicht**



Zwei Sorten von landwirtschaftlichem Alltag und zwei Wirklichkeiten, die nicht zusammenpassen.

Fotos: Markus Schär

**eine Weizenähre oder einen Salatkopf her, sondern er lässt sie wachsen. Er pflegt und begleitet dieses Wachsen und Entstehen. Am Gras zu ziehen, nützt bekanntlich wenig.** Der Bauer geht auch nicht «arbeiten», wie Arbeiter oder Dienstleister dies tun. Er geht «in den Stall» oder er «geht säen» oder «Bäume schneiden». Dem Bauern geht es wie dem Kunstschaffenden um eine stimmige Qualität und nicht primär um geleistete Arbeitszeit pro Grössen- oder Mengeneinheit. Ein Ölgemälde soll etwas Gefühltes gut ausdrücken, ein Birnbaum soll schön in seine Grösse und Form wachsen. Wem das Bild und wem die Birnen schmecken werden, das wird sich weisen. Vom Gewicht hängt es bei beiden nicht ab.

Fazit: Um eine «produzierende Landwirtschaft» steht es schlecht – ausser die Welt wäre doch nur ein Legokasten. **Wer häufig mit einer aus anderen Lebensbereichen in die Landwirtschaft importierten Sprache spricht, kann die nachhaltige, die den natürlichen Prozessen folgende Landwirtschaft, nicht mehr richtig denken.**

(Übrigens: Sollte der Eindruck aufgekommen sein, meine Formulierungen seien ganz und gar nicht «geschlechtergerecht» ausgefallen, so ist es dem Umstand anzurechnen, dass ich Frauen in diesem Text nicht wirklich «mitmeinen» wollte. Sie produzieren nämlich keine Kinder und sind deshalb mit der Thematik hoffentlich besser vertraut als Männer.)

#### Zwischenspiel

Mit dem Wort-Beispiel «produzierend» habe ich eine sozusagen kontaminierte Sprechweise

se betrachtet. Sie passt nicht zu nachhaltiger Landbewirtschaftung, weil die damit verbundene Denkweise einer dem Bäuerlichen fremden Arbeitswelt entstammt. Es ist vielleicht ähnlich, wie wenn sich eine Psychologin im Vokabular der Feinmechanik ausdrücken würde, oder wie wenn man Politik mit neuro-medizinischen Terminen erklären möchte. Orientierung und Verständnis können daraus nicht entstehen. Mit dem zweiten Wort-Beispiel möchte ich nun deutlich machen, wie eine zutiefst vertraute und angestammte Sprache ihren Sinn verlieren kann – und kaum bemerkt etwas anderes zu bedeuten beginnt.

#### Der nicht-produzierte Apfel

Wenn ich mir vergegenwärtige, was ein Apfel ist, dann kommt mir Schritt für Schritt eine ganze Erfahrungswelt entgegen. In meiner Kindheit am Rande Zürichs standen rund um einen nahe gelegenen Bauernhof Dutzende von Apfelbäumen, während die Birnbäume sich in langen Reihen durch die Felder zogen. Äpfel auflesen durften wir eigentlich immer, doch es galt Regeln zu beachten. War das Gras schon zu hoch (wann genau war es zu hoch?) oder eben noch nicht gemäht, hätten unsere Spuren uns handfeste Schelte eingebracht. Wir kannten die Sorten nicht, aber man wusste rasch, unter welchem Baum sich die Äpfel eher als Wurfgeschosse eigneten und wo man sich einen gut schmeckenden aussuchen konnte. Nicht immer waren sie schon reif, selten ganz ohne Tätsch oder wurmige Stelle. Aber irgend-einen essbaren konnte man bestimmt finden, wenn die Lust danach gross genug war. Ende

Februar dann schrumpelten auf den Hurden im Keller mit dem Kiesboden die letzten Lagersorten vor sich hin, unter ihnen der Lederapfel, der seinem Namen alle Ehre machte. Bis dann irgendwann im Sommer sich jemand an den Klarapfelbaum erinnerte und die Zeit der frischen Äpfel wieder begann.

Im Fach «Biblische Geschichte und Sittenlehre» mussten wir Primarschüler einmal eine eigene sittliche Geschichte schreiben. Ich erfand eine (oder erzählte sie aus einer Vorlage nach?), worin der Hansli, der natürlich der Jakobli war, in eine dargebotene Zeine voller Äpfel griff, um den schönsten herauszuholen, bevor andere Kinder zugreifen konnten. Beim ersten Biss merkte er dann, dass er angefault war. Gerechte Strafe für ungezügelte Gier – ich hatte die damals verbreitete Pädagogik gut internalisiert und bekam bestimmt eine genügende Note. **So war also der Apfel für mich nicht nur eine Frucht, sondern umfasste eine kleine, persönliche Welt von Erfahrungen, die das Erlernen sozialen Verhaltens und moralischer Vorstellungen einschloss.** (So drastisch wie Adam traf mich die Erkenntnis nie, dank kleinerer Regelübertretungen konnte ich mit der Zeit aber doch eine eigene Haltung entwickeln.) Der Ausdruck «Hochstamm» war mir unbekannt, «biologisch» war kein Wort in diesem Zusammenhang, «gesunde Ernährung» kein Thema – es gab einfach Äpfel, und wenn man Appetit danach hatte, holte man sich einen und kehrte auf Umwegen durch den Wald manchmal erst zwei Stunden später wieder heim. Zu gewissen Zeiten mus-

sten wir dann den Erwachsenen beim Auflesen helfen, und einmal im Jahr brachte der Bauer mit dem Ross ein Fuder Mist für unseren Garten. Dort blickten neben jungen Steinobstbäumen auch ein Gravensteiner-, ein Berner Rosen- und ein Glockenapfelbaum ihrer Zukunft entgegen.

Wenn ich nun mehrere Jahrzehnte später mir, dem Jakobli, begegnen würde, er hiesse heute eher Yannick, und seine Mutter hätte zuhause in der Gemüseschublade des Kühlschranks ein Sechserpack Äpfel in Folie gepackt, mit einem Farbcode-Kleber versehen für «säuerlich-süß» (rot) oder «mild» (gelb), aus biologischer Produktion (!) samt Zertifizierungsnummer, angeschrieben mit «Topaz» oder «Gala» und dem Preis, pro Kilo und für die sechs Äpfel separat, und Yannick würde auf dem Kickboard und mit einem farbigen Stengel im Mund in die Unterführung beim Coop herunterfahren, und ich käme gerade aus diesem Coop heraus mit einem Sechserpack Äpfel zuoberst in der Einkaufstasche, und aus irgend-einem Grund verdreht sich jetzt die Lenkstange des kleinen Trottinets, und Yannick prallt in mich hinein, und wir landen beide auf dem Boden, und das Pack Äpfel liegt auch dort, und Yannick hat es nichts gemacht, aber er ist verlegen und merkt, dass mein Schienbein schmerzt und sagt, indem er mir das durchsichtige Paket herüberreicht: «Solche haben wir auch zu Hause» – haben wir uns dann kurz über Äpfel verständigt? Nein, weder über diese konkreten Äpfel, noch über Äpfel an sich. Ich würde den Buben von heute auch nur langweilen, wenn ich ihm erklären möchte, was ein Apfel in meiner Vorstellungswelt ist. Oder richtiger: war. Denn meine Äpfel gibt es trotz Hochstammprogrammen und Pro Specie Rara nicht mehr. Meine Apfel-Wirklichkeit gehört der Vergangenheit an. Die Sorten, von denen ich ass,

gibt es zwar irgendwo noch, ich habe sie später wieder gesucht und zum Teil wieder gekostet. Aber die Äpfel meiner Jugend gibt es trotzdem nicht mehr. Das tönt vielleicht nostalgisch, ist aber nicht so gemeint. Sondern soll einfach begreifbar machen, dass auch «Kartoffel», «Wiese» oder «Bauer sein» verlorene Wörter sind für jene, die sie mit Vorstellungen von früher füllen. **Die bäuerliche Sprache bleibt nahezu leer für alle, die in heutigen Erfahrungsräumen aufwachsen und denken. Und die Landwirtschaft als angenehm ruhige, etwas seltsame Kulisse für ein pulsierendes Wirtschafts- und Freizeitleben wahrnehmen.**

Man kann an diesem Punkt einwenden, dass solche Diskrepanzen im gegenseitigen Verstehen unvermeidlich sind, nicht nur zwischen Generationen oder zwischen unterschiedlichen Berufen. Das Sprachverständnis entwickle sich «logischerweise» entlang den Veränderungen einer Gesellschaft. Das stimmt. Aber genau deshalb bemerkt man die langsam entstehenden Bedeutungsunterschiede oft nicht. Und deshalb gibt es dann auch unbemerkte Missverständnisse, die irritierende Verhaltensweisen (und kaum erklärbare politische Beschlüsse) verursachen. **Alle reden von «Landwirtschaft» und von «Bauern» und ihren «Kühen» und ihrem «Weizen» – und ihren «Äpfeln». Doch die einen sehen darin eine herstellbare Welt (mit markt-orientierten Produzenten am Schalthebel), die andern wissen nicht, wie sie als uneinige Minorität ihre Vorstellungen einer naturorientierten Agrikultur in der heutigen Gesellschaft lebbar und verständlich machen können.**

Sie haben es schwer, denn je entleerter eine Sprache ist, umso bereitwilliger muss sie gerade opportune Sprechweisen aufnehmen. ●

## Dorli Frischknecht-Schaufelberger – aus dem Leben einer langjährigen Biobäuerin

Auf dem seit 1972 biologisch bewirtschafteten Lindenhof in Tann hat Dorli Frischknecht zusammen mit ihrer Grossfamilie ihren Lebensmittelpunkt. Die Bäuerin ist Teil der bewegten Geschichte des Möschbergs, der Geburtsstätte des biologisch-organischen Landbaus.

**Claudia Capaul.** Im kommenden August, wenn der Sommer seinen Höhepunkt feiern wird, wird auch Dorli Frischknecht feiern. Sie wird dann 70 Jahre alt werden. Dankbar darf sie sich fühlen, schaut sie doch auf ein reiches Leben zurück. Wie eine Königin in ihrem kleinen Königreich darf sie froh und glücklich die Ernte ihres Lebens geniessen, zusammen mit ihrem Ehemann Ernst und mit ihren fünf Söhnen, den Schwiegertöchtern und ihren siebzehn Grosskindern.

Dorli wurde als Bauerntochter geboren, und Bäuerin wollte sie werden, obwohl sie das Zeug zur Lehrerin gehabt hätte, wie ihr Lehrer meinte. Doch Dorli liebte das Leben in und mit der Natur zu sehr. Sie wurde als fünftes von sechs Kindern geboren, hatte zwei Schwestern und drei Brüder. Ihr jüngster Bruder war hörbehindert.

Das gab immer viele Tränen, wenn er wieder von seiner Familie Abschied nehmen musste, um bis zu den nächsten Ferien im Hörbehindertenheim zur Schule zu gehen. Dorlis Elternhaus befindet sich in einem Weiler oberhalb von Rüti im Zürcher Oberland. Als sie zur Welt kam, war Krieg in Europa. Dorli weiss, was Bescheidenheit und Selbstversorgung bedeuten – diese zwei Werte wurden ihr in die Wiege gelegt. Statt der dritten Sekundarschule besuchte sie

die Mädchenfortbildungsschule in Wetzikon, was ein sehr wertvolles Jahr war. Danach machte sie zu Hause ein bäuerliches Haushaltungslehrjahr, um anschliessend ein Jahr in Knonau in einer Bauernfamilie mit vier Kindern zu arbeiten. Darauf arbeitete sie wieder zu Hause. Es war ein gutes Zusammenarbeiten mit den Eltern und dem Bruder. Im Winter 1959 waren alle besonders gefordert, als ihr Vater einen sehr schweren Unfall mit einer Kuh erlitt und eine Woche in Lebensgefahr schwebte. In dieser Zeit durfte Dorli aber auch verschiedene Kurse besuchen. Als dann die Liebe in ihr Leben Einzug hielt, und ihr Bruder mit seiner Frau den Hof übernahm, befasste sie sich mit der Gründung ihres eigenen Hauses. Sie besuchte den Sommerhalbjahreskurs für Bäuerinnen in Wülfingen.

### Kinderreiches Familienglück

Als Dorli sich mit Ernst verlobt hatte, machte sie ihm den Vorschlag, einen Brautleutekurs auf Boldern zu besuchen. Der christliche Glaube war ihr immer wichtig, und sie wollte ihre Beziehung auf eine solide Grundlage aufbauen. Ernst liess sich zu diesem Kurs überreden, was er später nicht bereuen sollte. Sie lernten dort – daran erinnert sich Dorli sehr gut – dass die Frau mit einer